



Lese-
probe

it

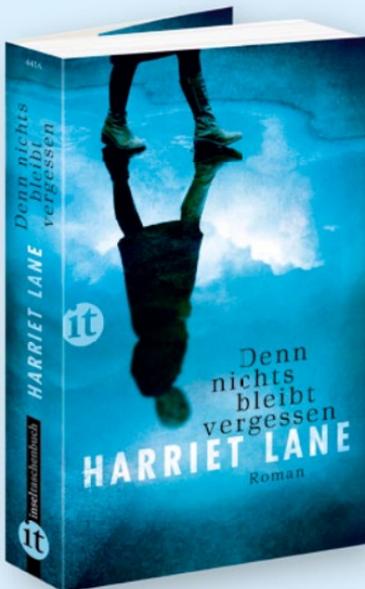
Denn
nichts
bleibt
vergessen

HARRIET LANE

Roman

*»Du erinnerst dich nicht an sie –
aber sie hat dich nicht vergessen.«*

Nina und Emma haben auf den ersten Blick nur wenig gemeinsam: Nina, elegant, weltgewandt und unabhängig, ist eine erfolgreiche Künstlerin und führt eine harmonische Ehe, ihre Tochter ist fast erwachsen. Emma dagegen sieht sich dem Chaos ihres Familienalltags ausgeliefert, mit zwei kleinen Kindern, Geldsorgen und einer strapazierten Beziehung. Aus einer scheinbar zufälligen Begegnung heraus freunden die beiden sich an – für Emma eine willkommene Abwechslung. Doch Nina verfolgt eine andere Agenda, sie spielt ein undurchsichtiges Spiel. Denn wovon Emma nichts ahnt: Sie und Nina sind sich vor langer Zeit schon einmal begegnet. Und Nina erinnert sich genau, was damals passiert ist ...



Harriet Lane
**Denn nichts bleibt
vergessen**
Roman
Aus dem Englischen
von Peter Knecht
it 4416. Etwa 280 Seiten
Klappenbroschur
ca. € 12,99 (D)/€ 13,40 (A)
(978-3-458-36116-9)
2. November 2015
Auch als eBook erhältlich

Harriet Lane

Denn nichts bleibt vergessen

Leseprobe

NINA

Sie ist es. Ich bin fast sicher.

Es ist später Nachmittag, ein Freitag Ende Juli. Ich komme aus dem Laden, in der Hand eine Papiertüte mit einer kalten Flasche Wein, gehe über den Platz und denke über meine Arbeit nach, darüber, was ich heute gemacht habe, ob es etwas taugt oder ob es mich wieder einmal nur in eine Sackgasse geführt hat. Der Himmel, der da und dort durch die Kronen der Platanen hindurchblitzt, ist mit Hitze gesättigt, die goldene Luft schwer von Blütenstaub, aber auch durchdrungen von dem beunruhigenden Aroma des Großstadtsommers: Auspuffgase, der Geruch aus Abwasserkanälen, der ferne Gestank uralter vergessener Rinnsale, die durch die Felsen bis in den Schlick tief unter meinen Füßen sickern.

Ich denke gerade über dieses Violett nach, ob ich es richtig hinbekommen habe zwischen den verschiedenen Grün- und schlammigen Brauntönen, da sehe ich sie. Sie ist auf der anderen Seite des Platzes, beugt sich hinunter und streckt die Hand aus nach einem kleinen Kind. Das Erlebnis, sie nach all der Zeit einfach so vor mir zu sehen, wirft mich fast um, ein Ge-

fühl ähnlich wie Panik oder Leidenschaft. Ich spüre, wie meine Hände sich zu Fäusten ballen. Mir ist plötzlich ganz deutlich bewusst, wie meine Lunge sich mit Luft füllt und sie dann wieder ausströmen lässt.

Hastig wechsele ich die Richtung, gehe zu einem Schaukasten, als würde ich mich brennend für irgendwelche Yoga- oder Französischkurse interessieren, aber in Wirklichkeit beobachte ich die ganze Zeit, was da drüben vor sich geht. Ich sehe sie genau, bemerke die dünne Matrosenbluse, die hochgekrempeelten Jeans, die hässlichen deutschen Fußbetsandalen, die alle hier tragen, das hinter die Ohren geschobene Haar.

Ich beobachte, wie sie etwas aus der Tasche zieht, ein Stoff- oder Papiertaschentuch, darauf spuckt, sich vorbeugt und dem Kind das Gesicht damit abwischt. »Meine Güte, Christopher, wie du aussiehst!«, sagt sie. »Sogar in die Haare hast du dir Eis geschmiert. Wie hast du das nur geschafft?« Ihre Stimme trägt weit, sodass ich hören kann, wie erschöpft sie ist: Sie spricht, ohne nachzudenken, beinahe automatisch. Als sie das Taschentuch wieder einsteckt und sich aufrichtet, sehe ich, dass sie schwanger ist. Im vierten Monat etwa, schätze ich.

Der Junge reißt sich von ihrer Hand los und marschiert in sonderbar wackelndem Gang los, wie ein Seemann oder ein Betrunkener. Er steuert quer über den Platz direkt auf mich zu, und einen Moment lang erstarre ich vor Schreck: Emma folgt ihm, sie wird mir höflichkeitshalber entschuldigend zulächeln und dabei ganz selbstverständlich erwarten, dass ich bezaubert bin von dem Jungen, und vielleicht wird sie mich wiedererkennen. Vielleicht auch nicht.

Aber dann rettet er mich vor dem Schlimmsten, indem er hinfällt. Er stolpert und kippt nach vorn um, fast wie eine Figur in einem Comic, und in dem angsterregend stillen Moment, der darauf folgt, springt sie flink und entschlossen zu ihm hin.

Ich entferne mich, ohne zurückzuschauen, als das schrille Heulen einsetzt, und ich denke: *Emma, du bist es. Ich habe dich gefunden.* Und als ich kurz darauf in dem Laden, in dem ich Brot und Käse gekauft habe, bezahle, zittern meine Hände immer noch ein bisschen.

Ich gehe nach Hause. Ohne Sophie und Charles fühlt das Haus sich fremdartig leer und ungewohnt an, als ob es gar nicht meines wäre. Wenn ich allein bin, was selten vorkommt, dauert es immer ein paar Tage, bis ich mich an den Zustand gewöhne. Lenka war da, ein angenehmer Geruch von Putzmitteln und Bügeldampf hängt in der Luft. Ich gehe durch die Wohnung, öffne die Fenster und mache rückgängig, was Lenka beim Ordnungmachen in Unordnung gebracht hat: Ich stelle die Blumen wieder auf das Seitentischchen und nehme die Untersetzer weg, die sie, etepetete, wie sie ist, den Kerzenständern untergeschoben hat. In Sophies Zimmer finde ich Henry vor, der es sich auf dem Bett gemütlich gemacht hat. Er reibt seinen Kopf an meiner Hand, als ich mich zu ihm hinunterbeuge, dann streckt er sich lang aus und bietet mir gnädig seine Kehle dar zum Zeichen, dass er mir gestattet, ihn mit weiteren Aufmerksamkeiten zu verwöhnen. Ich gehorche, dann trete ich an die Kommode, wo ich in einer Schublade unter Sophies Schuluniform das Päckchen Zigaretten finde, das sie dort vergessen hat.

Ich nehme Streichhölzer und ein Glas Sancerre mit auf die Terrasse, setze mich hin und lasse meinen Blick über den Garten wandern, während ich rauche. Die ausgetrocknete Zigarette knistert leise, wenn ich daran ziehe. Ich habe jahrelang nicht mehr geraucht, und mir wird ein bisschen übel und schwindlig. Der Rauch schwebt durch das Geißblatt und den weißen Mohn, dessen papierene Blütenblätter bald im Gras verstreut liegen werden.

Als ich beim zweiten Glas bin, ruft Charles an. Ich freue mich, seine Stimme zu hören, bin froh um die Ablenkung, so froh, dass ich versucht bin, ihm von der Sache heute zu erzählen, es in Worte zu fassen.

Er ist aufgekratzt, fast euphorisch: Der Flug hatte Verspätung, aber er kam noch gerade rechtzeitig, die Präsentation ist gut gelaufen, er und Theo waren als Letzte dran, und gerade hat der Bauherr angerufen und mitgeteilt, dass sie in der engeren Wahl sind. »Es ist ein tolles Projekt«, sagt er, »ein großartiges Grundstück in der Nähe der Oper. Wir könnten den Auftrag gut gebrauchen. Ich würde gern noch ein paar Tage bleiben, mich mit Leuten treffen, ein bisschen zeichnen – im Büro komme ich ja nicht dazu, da werde ich andauernd gestört. Es ist dir doch recht, oder?«

Ja, natürlich, sage ich. Wir hatten nichts Besonderes geplant.

»Wie sieht es bei dir aus, ist Sophie gut weggekommen?«, fragt er, und während ich sage, was man eben so sagt, überlege ich, ob ich ihm von Emma erzählen soll, aber ich weiß nicht recht, wie ich es erklären kann – es ist eigentlich mehr ein Gefühl als eine Geschichte –, da unterbricht er mich: »Entschuldige bitte, ich bin gleich wieder bei dir ...«, und dann sagt er, Theo ist gerade aufgetaucht und sie müssen irgendwohin zum Essen. *Ja, gut*, sage ich, *reden wir morgen weiter*, und lege auf.

Später, als ich im Bett liege, stelle ich mir die Szene unter den Platanen noch einmal vor, analysiere sie, suche in den erinnerten Bildern nach bedeutsamen Einzelheiten. Sie hatte eine braune Tasche an einem langen Riemen dabei, die gegen ihre Hüfte schlug, als sie dem Jungen nachlief. Ihre Haare waren heller als früher, wahrscheinlich gefärbt. Die Matrosenbluse. Die hochgekrempeelten Jeans. Die bronzefarbenen

Sandalen. Ich habe das Gefühl, es ist nicht genug. Ab diesem Tag bin ich angespannt, wenn ich durch die Innenstadt oder durch den Park gehe. Ich habe Angst davor, ihr zu begegnen, und gleichzeitig habe ich Angst, sie nie wieder zu sehen.

Die Wochen vergehen, es wird Hochsommer. Emma, so stelle ich mir vor, ist wie alle Leute in den Urlaub gefahren, vielleicht nach Dorset oder Norfolk oder nach Korsika oder Kreta. Im Geist sehe ich sie am glitzernden Wasser sitzen, einen Sonnenhut auf dem Kopf, ihren Bauch gut verstaut in einem schlichten dunkelblauen Badeanzug, während ihr Mann, die Schultern voller Sommersprossen und im Gesicht einen Dreitagebart, Bier trinkt und sich am Grill zu schaffen macht, auf dem verkohlte Fleischstücke brutzeln.

Ich habe aufgehört, nach Emma Ausschau zu halten, und bin froh, mein Viertel wieder für mich zu haben, mich in meinem vertrauten Revier frei bewegen zu können. Es gefällt mir, wenn der August die Stadt in seinem trägen Griff hat, die leeren Straßen gefleckt von Schatten, wenn das Gras in den Parks schütter und gelb wird und die Hitze flimmernd über geparkten Autos schwebt. Ich schlage Einladungen von Kate Farrar und den Shapes aus, zufrieden damit, untermits mit meiner Arbeit alleine und die Abende mit Charles zu Hause zu verbringen, in der Dämmerung, wenn es im Garten kühler wird, draußen zu essen und die Ruhe zu genießen.

In diesen langsam verrinnenden heißen Wochen entstehen auf dem Weg zum und vom Atelier in mir Farben und Texturen: Grau- und Brauntöne und manchmal ein überraschendes Blau. Sie haben etwas Sanftes und doch auch etwas Raues, Kaltes. Ich spüre, wie sich etwas in mir in Bewegung setzt.

Wie immer, wenn ich das spüre, versuche ich, nicht zu viel darüber nachzudenken, weil es sein kann, dass es sich in nichts auflöst. Ich habe das schon zu oft erlebt, und dieser

Verlust ist immer schmerzlich. Ich konzentriere mich auf den Impuls, so gut es geht, und kümmere mich nicht darum, was daraus werden mag. Einstweilen fühlt es sich gut an, wenn ich im Atelier stehe und male, und die Regale füllen sich mit Bildern: querlaufende Bänder von Erde und Luft und Wasser. Ein Himmel nach dem anderen, tiefe unscharfe Horizonte, verwischte, verschrammte Andeutungen der Landschaft.

Eines Vormittags kommt Michael von der Galerie vorbei, geht zwischen den fertigen Arbeiten umher, nickt und runzelt anerkennend die Stirn. »Du hast einen Lauf«, sagt er schließlich und tritt einen Schritt zurück, um sich eines der größeren Bilder anzusehen, das an der Wand lehnt. »Sie haben Atmosphäre. Es gefällt mir, wie du mit der Leere der Gegend umgehst.«

»Es ist eine Landschaft in Kent, wo ich früher mal war«, sage ich und löf fle Kaffeepulver in die Becher. Erst jetzt wird mir das richtig klar: Wenn es eine wirkliche Gegend ist, ist es am ehesten die Marsch. Diese weiten Flächen voller Gestrüpp, diese zerzausten Grasbüschel und vom Wetter geformten Bäume, die dunklen Wasserläufe und Abzugsgräben, die mit Wasservögeln gesprenkelten Kanäle. Und irgendwo im Hintergrund und darunter ist das Meer, und über allem spannt sich der Himmel.

Weil die Arbeit so befriedigend vorangeht, ist es ein guter Sommer. Die Erleichterung, in meiner Arbeit eine neue Richtung gefunden zu haben, bewirkt, dass ich herrlich tief schlafen kann. Die Träume bleiben aus. Wenn ich aufwache, liegt ein sinnvoller Tag vor mir.

Ich versuche, Emma in den Hintergrund meines Denkens zu schieben. Aber sie bleibt nicht dort.

Es ist jetzt fast September. Die Sonne hat die Stadt ausgebleicht. Nachts wache ich vom Lärm der Polizeihubschrauber auf, die zu den Villen am Fuß des Hügels fliegen. Es ist eine

gefährliche Zeit, die Nerven liegen blank. Offene Fenster ziehen Einbrecher an.

Alles kann passieren.

Ich bin in der chemischen Reinigung, um ein Seidenkleid und ein paar Sachen von Charles abzuholen, da sehe ich sie durch die Scheibe der Glastür. Einen Augenblick lang – aber sie bemerkt es nicht – fällt sie mit meinem Spiegelbild in eins zusammen: sie groß, ich zierlich, sie rosig, ich blass, sie hell, ich dunkel, dann geht sie weiter, während ich im Türeingang stehe. Sie ist so nahe, dass ich den silbernen Armreif an ihrem goldenen Handgelenk sehe, dass ich den frischen Waschmittelgeruch ihrer Kleidung (grüne Wolljacke über einem rosa Leinenkleid, abgewetzte Tennisschuhe) riechen kann. Dieses Mal trägt sie die Haare offen. Sie sehen verstruwelt aus, als hätte sie keine Zeit gehabt, sie ordentlich zu bürsten.

Sie schiebt einen dieser großen dreieckigen Buggies, an den Griffen hängen Einkaufstaschen aus Jute. Das Kind, Christopher, ist mit Sicherheitsgurten darin festgeschnallt, sein Gesicht ist böse verkniffen. »Jetzt gibt's keine Plätzchen«, sagt sie gelassen, »es gibt gleich Mittagessen.« Als die Ampel umschaltet, überquert sie die Straße vor der Pizzeria, und ich sehe, wie jemand, der dort drinnen am Fenster sitzt, sich aufrichtet und ihr zuwinkt. Ich krame in meiner Tasche nach meiner Sonnenbrille und setze sie auf, bevor ich an der Pizzeria vorbeigehe, damit ich ohne Gefahr hineinschauen kann. Emma sitzt an einem Tisch zusammen mit anderen Müttern. Die Kinder thronen zwischen ihnen in Hochstühlen und werfen Sachen auf den Boden, während der Kellner, ein gequält verständnisvolles Lächeln im Gesicht, darauf wartet, die Bestellung aufzunehmen.

Ich wüsste gerne, wo sie wohnt.

Natürlich ist es nicht das erste Mal, dass ich versuche, sie

zu googeln, doch es kam nie etwas dabei heraus. Sicher, das könnte daran liegen, dass sie inzwischen einen anderen Namen trägt, aber auch von ihrer früheren Inkarnation ist unter all den anderen Emma Halls nirgends eine Spur zu entdecken. Das beweist nicht viel: Wir sind beide in der Zeit vor dem Internet groß geworden, und so ist es nicht besonders erstaunlich, dass ich dort nichts über sie finde, weder, was sie als junge Frau, noch, was sie in ihren Dreißigern gemacht und erlebt hat, aber eigentlich brauche ich gar keine weiteren Belege für das, was ich bei diesen zwei kurzen Begegnungen ohnehin gesehen habe: Universitätsabschluss, eine Stelle in der Redaktion einer Zeitschrift oder vielleicht in einem Museum oder auch einer Galerie und dann – als sie schon fast keine Hoffnung mehr hatte – die Chance, aus diesem Leben auszubrechen und etwas Neues auszuprobieren. Kinderwagen und Babytragen, schreien lassen oder auf den Arm nehmen, Krabbelecke und Kaffeetrinken im Park mit anderen älteren Müttern.

Gefällt es dir, Emma? Ich ertappe mich bei diesem Gedanken, als ich die Tube mit dem Krapprot aufschraube und einen prächtig schimmernden Wurm auf eine Untertasse drücke. *Ist das das Leben, für das du bestimmt warst?*

Das Sonnenlicht gleitet immer weiter über den Betonboden des Ateliers. Die Fenster mit den Metallrahmen stehen offen, ein paar Stockwerke tiefer reden Leute, klappen Kofferraumdeckel zu, bringen Dinge in das Lager gegenüber oder holen welche ab. Von meinem Atelier hat man keine besondere Aussicht: Man blickt auf die schwarzen Fensterscheiben leerstehender Werkstätten, auf mit Kies bestreute Flachdächer, eingefasst von Bändern aus Asphalt, und auf Unkraut, das in den Ritzen von Ziegelmauern wächst.

Ich schaue hoch in den weiß brennenden Himmel.

EMMA

Am Ende kann ich sogar von Glück reden. Ich muss meine Geldbörse verloren haben, als ich aus dem Gemüseladen kam, und sie hat sie auf dem Gehsteig gefunden.

»Oh, das war nicht schwierig«, sagt sie am Telefon, »alle Angaben stehen auf Ihrem Bibliotheksausweis.«

»Sie können sich gar nicht vorstellen, wie erleichtert ich bin«, sage ich. In Wirklichkeit hatte ich in dem üblichen Durcheinander noch nicht einmal bemerkt, dass das blöde Ding fehlt – all die Taschen mit meinen Einkäufen, die ich wegräumen musste, und Christopher, der die ganze Zeit quengelte, weil er grüne Bohnen nicht mag. »Wohnen Sie in der Gegend? Ich könnte vorbeikommen und sie abholen, sobald mein Sohn fertiggegessen hat. Wie ist die Adresse?«

»Ach, wissen Sie, ich bringe sie Ihnen vorbei, das macht mir gar nichts aus«, sagt sie. Eine sanfte Stimme, ein bisschen zögerlich.

»Was? Das ist aber nett. Sind Sie sicher?«, frage ich, und sie sagt, sie ist in zehn Minuten da. Sie wohnt praktisch gleich um die Ecke, in Pakenham Gardens. Als sie das sagt, sehe ich die Straße vor mir, die gestutzten Hecken, die Klinker frisch verfugt, die oliv und lavendelblau gestrichenen Türen. Die Wege durch die Vorgärten, die mit Platten in Schachbrettmuster belegt sind, die oberen Felder der Sprossenfenster aus farbigem Glas, rosa, grün, goldgelb. »Also, wenn Sie sicher sind«, sage ich, während Christopher mit seinem Plastikhumpen auf den Tisch haut und nach Milch schreit wie Heinrich VIII. nach Malvasier.

Wie nicht anders zu erwarten, stellt sich heraus, dass sie genau der Typ Frau ist, dem ich am liebsten nicht über den Weg laufen will, die Sorte Mensch, die ich auf gar keinen Fall

wählen würde, wenn ich mir aussuchen könnte, wer meine verlorene Brieftasche finden soll. Ich stehe in der Tür, über der Schulter ein verkleckertes Küchentuch, einen Ketchupfleck auf der Hose und (aber das bemerke ich erst hinterher) Mehl im Haar, und mir ist blitzartig klar, mit wem ich es zu tun habe, welche Art Leben sie führt, und ich beneide sie so darum, dass es wehtut.

Als ich sie da auf dem Türabsatz stehen sehe, weiß ich so ziemlich alles über sie. Auf einer Ebene meines Bewusstseins sehe ich eine Frau, etwa in meinem Alter, zierlich und dunkel, schwarz gekleidet und mit Ballerinas: schlanke gebräunte Arme und Beine, die Haare kurz geschnitten und ein bisschen feucht, als hätte sie gerade geduscht oder käme vom Schwimmbad. Auf einer anderen Ebene lese ich sie, wie eine Frau eine andere liest, und ich erkenne sofort, dass sie *frei* ist. Wie ich das weiß? Sie hat etwas Langsames an sich, nichts und niemand hetzt sie. Ich spüre, dass sie auf etwas wartet. Einen Lidschlag lang wartet sie, ehe sie lächelt, ehe sie spricht, und ich bemühe mich hektisch, die Lücken zu füllen, und plappere los wie eine Idiotin. Erst da fängt sie an, in ihrer großen geflochtenen Einkaufstasche nach der Geldbörse zu suchen.

Sie wirkt wie jemand, der Zeit hat. Nichts kommt mir exotischer vor als das. Mein ganzes Leben ist verplant: Von frühmorgens bis abends hetze ich mich ab, Christopher zu essen zu geben, ihn zu unterhalten, zu baden, zu Bett zu bringen (meine eigenen Bedürfnisse spielen allenfalls eine untergeordnete Rolle). Immer wenn ich etwas tue, muss ich bereits an das Nächste denken, das zu erledigen ist, oder das Übernächste.

Wenn ich so unvorsichtig bin, den Zeitplan zu vergessen, oder beschließe, zu improvisieren, dann weiß ich, dass ich das früher oder später bitter büßen muss. Christophers Toleranz-

grenzen sind extrem knapp bemessen; wenn ich nicht dafür Sorge, dass er zur richtigen Zeit Essen oder Schlaf bekommt, bestraft er mich dafür, und das ist schwer auszuhalten: Ich bin auch sonst schon nicht mehr ich selbst, aber in diesen Momenten werde ich mir so fremd, wie ich es mir vor wenigen Jahren nie hätte vorstellen können, und ich verwandle mich in ein Wesen, das an der Stelle, wo normalerweise das Herz sitzt, nur noch rotglühende rasende Wut fühlt.

Wie sie da in der Tür vor mir steht, sehe ich zugleich mich selbst, all meine Defizite. Ich sehe all das, was mir fehlt.

»Nina Bremner«, sagt sie und streckt mir die Hand entgegen.

»Ich bin Emma. Ich kann Ihnen gar nicht genügend danken ... Sie retten mir das Leben.«

Ihre Hand fühlt sich trocken und kühl an. Hastig lasse ich sie los.

»Das ist doch selbstverständlich«, sagt sie und kramt in ihrer Tasche. »Sie lag auf dem Bürgersteig vor dem Briefkasten. Bei dem Gemüsegeschäft.«

»Ah – ja, ich habe einen Brief eingeworfen. Mein Gott, manchmal denke ich, ich werde langsam verrückt.«

»Na ja, Sie haben immerhin eine Entschuldigung«, sagt sie mit einem Blick auf meinen Bauch. »Wann ist es denn so weit? Ich weiß, wie das ist.«

»Im November. Sie haben Kinder?«, frage ich. Irgendwie bin ich enttäuscht – sie sieht so *anders* aus. Ich möchte nicht, dass sie ist wie ich, nur besser.

»Eines. Aber sie ist schon siebzehn. Das kann man nicht vergleichen.«

»Sie sehen gar nicht alt genug dafür aus. Man denkt beinahe, Sie müssen bei Ihrer Hochzeit selbst noch ein Kind gewesen sein«, sage ich, und sie lacht.

Hinter mir plötzlich Scheppern und Poltern. Es kommt aus der Küche. Dann zorniges Gebrüll.

»Ach so! Sie haben schon eines. Wie alt?«, fragt sie und fängt wieder an, in ihrer Tasche zu kramen. »Entschuldigung, sie muss hier irgendwo sein, ich ...«

»Er ist zweieinhalb. Ich glaube, ich muss nach ihm sehen – wollen Sie nicht auf eine Tasse Tee mit reinkommen?« Ich glaube nicht, dass sie es will. Warum sollte sie? Aber sie lächelt. »Ja, gerne«, sagt sie. Und schon ist sie im Flur, umweht von einem schwachen Parfümduft, schlängelt sich geschickt an dem Monstrum von geländetauglichem Buggy vorbei, das da steht, und macht die Tür hinter sich zu, während ich in die Küche eile, wo Christopher in seinem Hochstuhl thront und mit düsterer Befriedigung auf die Schweinerei niederblickt, die er angerichtet hat.

Manche der Leute, die hier zu Besuch sind, verhalten sich, als würden sie irgendeiner Art von Vorstellung beiwohnen. Sie stehen am Rand des Raums, lächeln und plaudern, während ich hektisch Karotten schnitzle oder mit Putzlappen hantiere, und im Grund meiner Seele weiß ich, dass sie es genießen, zu sehen, was aus mir geworden ist. Natürlich kennt Nina mich nicht und weiß nicht, wer ich wirklich bin, aber sie hat einen Blick dafür, was zu tun ist, und sie macht sich nützlich, ohne Wichtigtuerei oder peinliche Entschuldigungen. Während ich am Boden herumkrieche und Gemüsebrei und verschüttete Milch aufwische, füllt sie den Wasserkocher und räumt das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine. Sie findet schnell die Tassen für den Tee. »Ein hübsches Haus haben Sie«, sagt sie. »Wie lange wohnen Sie schon hier?«

»Wir haben es nach Christophers Geburt gekauft«, antworte ich. »Früher hatten wir eine Wohnung in der Atwell Street. Die war eigentlich ganz nett, aber wir wollten einen

Garten haben. Natürlich gibt es hier noch eine Menge zu tun, wir sind noch nicht dazu gekommen, alles so herzurichten, wie man sich das wünscht, und wir können es uns auch gar nicht leisten, jetzt alles auf einmal machen zu lassen. Entschuldigen Sie dieses Chaos – irgendwie schaffe ich es einfach nicht, die Dinge auf die Reihe zu bringen.« Ich höre mich das alles sagen und weiß genau, wie es klingt.

Mit flinken, geschickten Bewegungen nimmt sie die Kanne des Wasserkochers und gießt kochendes Wasser in die Tassen; Dampf steigt auf, der in den schräg einfallenden Sonnenstrahlen silbern schimmert. »Ich weiß, wie das ist, mir ist es damals nicht anders gegangen«, sagt sie. »An manchen Tagen fühlt man sich, als liefe man in der falschen Richtung auf einem Förderband. Man strampelt sich ab und kommt doch nicht vom Fleck.«

»Ich hätte nie gedacht, wie viel Dreck und Mühe es macht, einfach bloß zu leben.« Ich lache unfroh, gebe Christopher eine kleine Portion Rosinen und hebe ihn aus dem Stuhl. »Ich meine: Was alles dazugehört, auch nur eine Mahlzeit für ihn zuzubereiten! Man schält und schnippelt und kocht und lässt es abkühlen, und hinterher spült und scheuert man und wischt und putzt. Ein Stein fällt ins Wasser, und tausend gottverdammte Wellen laufen über den ganzen See. Und wenn man Ordnung schaffen will, entsteht daraus nur noch mehr Chaos. Ich gehe an den Schrank, um den Schrubber rauszuholen, und während ich ihm den Rücken zudrehe, verstreut er Wäscheklammern im ganzen Haus oder versteckt die Düse des Staubsaugers im Eimer mit dem Verpackungsmüll. Oder er schnappt sich die Flasche mit dem giftigen Toilettenreiniger ...«

Ich breche ab. Ich habe schon mehr gesagt, als ich eigentlich will – es sprudelte einfach aus mir heraus. Ich bin nur froh, dass ich nicht auch noch diese Phrase zitiert habe, auf

die ich neulich zufällig in einem Lexikon geflügelter Worte gestoßen bin: »Ach, all dieses Zuknöpfen und Aufknöpfen!« Sie stammt aus dem Abschiedsbrief einer Selbstmörderin aus dem 18. Jahrhundert und geht mir in einer Endlosschleife ständig im Kopf herum, während ich mich durchs Leben schleppe.

Sie sieht mich an. Es ist, als erkenne sie mich wieder, als die, die ich wirklich bin. Es ist ein schockierender Moment. Eine Schrecksekunde lang ist mir, als müsste ich gleich losheulen vor Erleichterung und Grauen.

»Setzen Sie sich«, sagt sie und schiebt mir einen Stuhl hin. »Trinken Sie Ihren Tee.«

Ich starre hinaus auf das kleine Stückchen zertretenen Rasen, auf dem buntes Plastik herumliegt, auf die elenden ungeliebten Sträucher, die Tür des Schuppens, die zu reparieren Ben versprochen hat und die immer noch schief in den Angeln hängt, ein Sinnbild unserer beider Unfähigkeit, etwas zu ändern. Über der verwilderten Hecke ist die Wäsche der Callaghans auf der Leine zu sehen.

Christopher kauert auf einem umgedrehten Blumentopf und isst seine Rosinen, zumindest die, die ihm nicht runterfallen. Ich sehe, wie er sich hinunterbeugt und die verlorenen Stücke sorgsam aus dem Gras klaubt, und denke: *Katzenscheiße*. Aber dann denke ich: *Pfeif drauf*, und setze mich hin. Sie zieht einen Stuhl für sich heran.

»Entschuldigung«, sage ich, und weil mir das alles so peinlich ist, rede ich hektisch weiter: »Lieber Gott! Wissen Sie, ich bin nicht immer so. Das kommt nur davon, dass wir grade erst aus dem Urlaub zurückgekommen sind – Sie kennen das sicher.« Ich nehme die Tasse. Sie ist heiß. Der Tee ist mir zu schwach, aber immerhin habe ich ihn nicht selbst machen müssen.

Sie ist Malerin. Hauptsächlich Landschaften. Abstrakt. Sie hat ein Atelier in Kentish Town, in der alten Klavierfabrik. Und eine Galerie in Fitzrovia, von der ich schon mal gehört habe, macht eine Ausstellung. »Wollen Sie nicht zur Eröffnung kommen?«, fragt sie fast schüchtern. »Hätten Sie Lust?«

Ich sage ja, gern, und das stimmt. Ich sage nicht, dass es nicht klappen wird. »Ich freue mich drauf«, sage ich. Und weil ich mir so sehr wünsche, dass sie mich in einem ganz anderen Kontext sieht, rede ich weiter: »Ausstellungseröffnungen! Das ist mein Ding. Über so was habe ich oft berichtet, als ich beim Fernsehen gearbeitet habe.« Und während ich noch spreche, fühle ich brennend heiß die Scham in mir aufsteigen, so als rühmte ich mich einer intimen Freundschaft mit irgendeiner viel bewunderten prominenten Persönlichkeit, der ich vor langer Zeit mal zufällig begegnet bin. So als wollte ich mich mit fremden Federn schmücken. *Mein Gott, wie erbärmlich das klingt*, denke ich.

»Ich schicke Ihnen eine Einladung«, sagt sie. »Ich würde mich freuen, wenn Sie kämen.«

Vom Garten dringen beunruhigende Geräusche herein: Christopher haut mit einem Stock in die Hecke, um die Katzen zu erschrecken. Ich gehe hinaus und sage ihm, er solle damit aufhören. Sie trinkt ihren Tee aus und sieht sich nach ihrer Tasche um. »Ich muss jetzt gehen. Sophie hat Besuch, und ich habe versprochen, Paella zu machen. Ach, jetzt hätte ich das Wichtigste beinahe vergessen.« Sie langt in ihre Tasche, holt die Geldbörse heraus und schiebt sie über den Tisch. Ein peinlich geschmackloses Ding aus bunt gemustertem Segeltuch, vollgestopft mit Quittungen und Treuerabattkarten.

Ich begleite sie zur Tür. Es ist früher Abend, der Himmel wolkenlos und voller Verheißung, auf der Straße Leute, die

von der Arbeit kommen und sich auf ein Bier in einer Gartenwirtschaft freuen, wo man zwischen duftenden Jasminbüschen sitzt, oder auf eine Tennisparty im Park.

Wenn sie es nicht vergisst, denke ich, gehe ich hin.

»Ein ungemein fesselnder Roman ...
mit einem untrüglichen Gespür für
die komplexen Feinheiten weiblicher
Freundschaft, wenn Vertrautheit und
Konkurrenz – im Guten wie im
Schlechten – untrennbar miteinander
verbunden sind.« USA Today

Harriet Lane arbeitete als Redakteurin und Autorin für die Zeitungen *Tatler* und *The Observer*, außerdem schrieb sie als freie Autorin für den *Guardian*, den *Telegraph* und die *Vogue*. Sie lebt mit ihrem Ehemann und ihren zwei Kindern in Nordlondon.

www.harriettlane.co.uk

»Äußerst raffiniert erzählt *Denn nichts bleibt vergessen* von der gefährlichen Mischung aus Freundschaft, Liebe und Neid und hält den Leser bis zur letzten Seite in einem eisernen Griff.«

People Magazine Book of the Week

»Messerscharf ... Dieses psychologische Katz-und-Maus-Spiel gehört im Regal direkt neben Patricia Highsmith und Georges Simenon.«

The New York Times Book Review

Unseren Buchtrailer stellen wir Ihnen gern für Ihre eigene Website zur Verfügung.

www.insel-verlag.de